

Abwärts vom Amsturz.

Eigentlich dauert es nur eine schwache halbe Stunde, wenn man mit der Gestirnsfahrt nach Diezing ober Unter-St. Veit hinausfährt und dort unter glühenden Bäumen, ungläublich fern von der Weltgeschichte, die Stippenzüge verschmerzt, die man sich in einer historischen Viertelstunde in der Herrergasse geholt hat.

Man steigt beim Diezinger Tor von Schönbrunn aus und geht ein paar Schritte über den von einer alten, melanchoisch sich entblätternden Platane besattelten Platz, den die eingebornen Diezinger noch immer genau so wie ihre zum Donnmayer schreienden Großväter „das Klack“ nennen. Eine hiedemeistlich sopfige, vom Zahn der Zeiten vergrübelte Wälder, und der Kaiser, steht von seinem mit Buchstaben untriedenen Denkmal hinter zum Kaiserreich, thersianischen „Stadel“, dessen grüne Fensterläden alle dicht zugezogen sind, und zum Schönbrunnertor, hinter dessen Eisenstern sich die verschmittenen Aaleen, die gestirnten Wege und die Buchenrondelle mit ihren stierenden, moosigen Steingöttern im Nebel des Novembertags verlieren. Dies alles ist nicht anders gewesen damals, als der Erzherzog Max von Mexiko, seinen Jähren, nun in Erz verewigten Kaiserbart freischend, im Wagen mit den goldenen Säulen vor dem Diezinger Tor vorfuhr, um unter den allen Schönbrunner Kapitänen Passieren zu geben. Nun fahren keine Wagen mit goldenen Säulen und kammensiedrigen, imponierend breitschultrigen Leibjägern auf dem Dach, die Schlossgendarmen stehen wissmütig im nieselnden Novemberragen, und im langsam dämmernden Abend wird es hier so still, daß man das schwermütige und laut vilbrende Ried der Orgel aus der Diezinger Kirche über das „Klack“

hören hört. Viele und frohlichere Klänge hat dieser zum Teil noch von ein paar alten Diezinger Häusern eingetaumelte Klack gehört. Von gegenüberliegenden Donnmayergärten dirigiere Trabam Strauß manchen seiner unsterblich gewordenen Kaiser zum erstenmal, und vor wenigen Monaten noch hellsten jeden Sonntag nach dem Zehn Uhrschuß die Musikselbstwebel einer Militärmusik zwanzig Schritt von der Kirchengasse ihre Notenpunkte auf, um die erwidrigte Quertüre zum „Buccodonojor“, einen uraltin und verschönten Kaiser von Wablenfel und die immer noch jungen „Geistlichen aus dem Wiener Wald“ in den schönen, sonnigen Diezinger Sonntag zu blasen. Die arme, Zerfesselte in der Kämpen am Montello ein tragisches Ende gefunden haben, auch ihr Sommer ist dahin, und da sogar er Lebenslauf kein Donnmayer längst nicht mehr Lieb und Lust ist, bleibt wirklich nur das saunste und traurige Lied der Orgel, zu dessen Klängen das „Klack“ fachte in den Abend schlummert.

Man bleibt einen Augenblick in der offenen Kirchengasse stehen. Weisheitlich schlägt heraus, der bestemmend süße Geruch erinnert uns an Kinderzeiten, da wir „rein und ohn Fesle“ unter solch nützlich dunklen gestirnten Vogengebüsch hängen und die aus goldenen Notbrämen lächelnden Bilder dem Knaben noch nicht eingöttert von einer Zeit waren, deren trübe Wirklichkeiten uns jede Wundergläubigkeit längst ausgetrieben haben. Aber hier steigen die frommen, süß duftenden Weisheitsschichten immer noch empor zum alten silbernen Marienbild von Diezing, vor dem die Kaiserin Maria Theresia auf den Steinfliesen kniete und zu dem sie sich als alte Frau von Schönbrunn in einer goldenen Stänne herübertragen ließ — einer Säule, die heute so deren Käuern, in dem Kaiser Franz Josef, an den brunn stehenden, im Salntieren erkarten Schönbrunner Gendarmen vorbei, in die zu seinem Alterslosloß führende Diezinger Alee einfaßt.

Wir werden den Wagen vielleicht nicht mehr sehen, und auch Diezing, das eine halbe Trauway-

hinter der Weltgeschichte liegt, dürfte sich demnächst genötigt sehen, mit dem demokratischen Zeitalter irgendein selbe Teile aufzudeckelndes Einvernehmen herzustellen. Bloß das hiezu unbedingt erforderliche Umlernen geht hier in dem unaltwiederlichen Karrisierbezirk der stillen Gärten, der friedlichen Landhäuser und der ihre Pension vergebetteten alten Herren in einem etwas vorwärtschreitenden Tempo vor sich. Viele von ihnen, die ihren täglichen Morgenpossession zur Tabaktraße auf dem „Klack“ schon beswingen nicht einzustellen geneigt sind, weil diese Promenade eine gute Gelegenheit ist, sich von der neuesten Haufe in Stadt oder einem unvernünftigen Kreislauf der Paradieser durch eigener Augenblicke zu überzeugen, lehnen die neue Umorientierung vorläufig schon darum ab, weil sie mit der vorletzten Umorientierung noch nicht fertig geworden sind. Vier Jahre Krieg haben die meisten, wenn sie von ihrer Pension leben wollen, genügend zum Umlernen gesponnen, und so gibt es mehr als einen, dem das Werden seines alten Gebotwörter rockes und das sachgemäße Einlagern von fünfzig Kronenbroteln beträchtliche Sorgen als die mit Konteraktion despolitischen zur Kenntnis genommene Einziehung eines Soldatenrates bereitet. Die große Zeit, die ja nun zu Ende sein dürfte, ist niemand behilichens gut bekommen; es bleibt also abzuwarten, inwiefern sich die mit Sturm- und Wettergeschehen reichlich genug angefüllte neue Zeit vom bisherigen Durchhalten unterschieden wird.

Eines ist sicher, und gerade bei einem Diezinger Spaziergang wird man es verstehen können: hier gibt es noch Leibzunge um das alte Scherreich, von hier aus wird kaum ein Stein in die tiefe Grube geworfen werden, in der wir nun das alte Diez und seine Nüchternheiten, seine Sünden und seine Schlammereien verscharren. Das österreichische Antlitz hatte auch liebenswerte Blüge, und sie werden hoffentlich bestehen bleiben, auch wenn das alte Gesicht den schon dringend nötigen neuen Gut bekommt. Unter denen, die am lautesten das Weil von der neuen Zeit erwarten, mögen nicht so wenige

Siedertafel des Mannesgangverehnes in der Welt“ und einem Radmahl beim Donnmayer hat sich im stillen Jenseits der Diezinger Wälder viel verändert. Die vergangenen Sonntagmorgen giebt es freilich lange nicht mehr, aber die Häuser stehen fast alle noch, und sie tragen noch das freudlich-aktive, anpruchsvolle, gar nicht propzig, das immer noble Gesicht jenes jenseitsbrunnenschen Diezingerischen, das auf seinen Armstippen sojuur und den

igen Zeitpunkt noch nicht erfinden hatte. Er hat selber auch über die Diezinger Wälder Eingang gehalten, und die Patriarchen des alten Inbesitzes, unter denen es nicht viel Buzug von Gewinnem gibt, haben sich längst nicht mehr insücht zu verlässlichen vermachst, daß es eigentlich die richtige Luft zu leben ist. Aber es hält sich zum Einfluß an eine neue Zeit zu entsen, wenn man die alte gekannt und so gut mit hat, daß man es nie aufgeben wollte, auf Wiederkehr zu warten. Alle Leute, denen die Stille nicht mehr recht zu Gesicht steht, warten immer auf das Wunder, und während sie warten, die neue Zeit über sie hinweg. Ganz ohne it, die man sogar ein wenig rührend finden sind diese am Alten und Gewesenen hängenden Male auch dann nicht, wenn man sie auf die ihmismäßig angenehme Weise, nämlich in a von den Wehen und Stürmen einer neu sich tendent Welt glücklich abgeschiedenen, stillen inger Garten, erlebt. Die Jungen rollen nd und begehert ihre roten und schwarzrot-ten Fahnen auf und lassen sie im Sturm, der Moder fortbläst, wehen. Den Alten blüht da s überig, als ihre schwarzgelben Fahnen fachte unmenaurollen. Ihre Zeit ist um, und indes die von neuen Morgenröten flamm, fällt das gelbe Herbstlaub in Säubern von den men der Diezinger Gärten, in denen die letzten kreischer „die Welt nicht mehr bestehen“...

Karl Martell.